

Stellungnahme 09/2018

Dirk Achterwinter
Malte Jacobi

Flucht-Trauma-Männlichkeiten

Geflüchtete Jungen und junge Männer befinden sich in herausfordernden Lebenssituationen. Oft haben sich ihre bereits bestehenden Problemlagen durch traumatisierende Fluchterfahrungen noch verstärkt und ihre Fähigkeiten zur Selbstregulation sind nur eingeschränkt abrufbar. In dieser Situation treffen sie auf Helfer*innen und Hilfesysteme, die sich in der Frage eines angemessenen Umgangs mit der Zielgruppe vielfach verunsichert zeigen. Fachkräfte und Träger sind in dem Bemühen um gute fachliche Arbeit auf der Suche nach verlässlichen Standards und besorgt Fehler zu machen oder Traumata noch zu verstärken. Zudem steckt die traumapädagogische Aufklärung und die Vernetzung mit therapeutischen Beratungsangeboten in NRW noch in den Anfängen.

Mitte 2018 ist die Fluchtthematik noch immer mit Brisanz versehen. Medienaufarbeitungen setzen die handelnden Akteur*innen und auch die Jungen immer wieder neu unter Druck. Gleichzeitig fehlen der verlässliche Rahmen der Gesetzgebung und eine deutliche politische Positionierung. Widersprüchliche Diskurse tragen ihren Teil zur Orientierungslosigkeit des Themas bei. Nicht zuletzt machen die vermeintlichen Auffälligkeiten von geflüchteten jungen Männern über die pädagogischen Räume hinaus deutlich, dass gesellschaftliche Problemlagen bestehen, auf welche es Antworten zu finden gilt.

In der pädagogischen Begleitung von Jugendlichen mit Fluchterfahrung muss ein zentrales Ziel sein, Traumatisierungen nicht fortzusetzen und Retraumatisierungen vorzubeugen. Hierzu stellt sich für Fachkräfte zuerst die Frage, ob sie es überhaupt mit Trauma-Dynamiken zu tun haben und wie im Folgenden angemessen darauf zu reagieren ist. Auch die Berücksichtigung der Variable Geschlecht, hier Männlichkeit*, ist entscheidend, um einerseits Verhaltensmuster richtig zu verstehen und andererseits adäquate pädagogische Handlungen zu entwickeln. Hierfür braucht es zudem verlässliche Standards, um gelingende pädagogische Beziehungen gestalten zu können, und eine sichere Verortung des Themas im Jugendhilfesystem. Die LAG Jungenarbeit NRW fördert den fachlichen Zusammenhang „Flucht-Trauma-Männlichkeiten“, denn sowohl in Pädagogik als auch in der Arbeit mit geflüchteten Menschen gilt trotz aller Differenzierungsmöglichkeiten:

Erst wenn bei allen Beteiligten Sicherheit hergestellt ist, kann ein heilender und emanzipatorischer Prozess gelingen.

Fluchterfahrungen sind nicht homogen, ebenso wenig wie die geschlechtlichen Rollen, welche junge Männer erfüllen wollen oder müssen. Nicht jede traumatische Erfahrung ist zwangsläufig mit einer posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) verbunden. Zudem finden verletzende Erfahrungen und geschlechtliche Identitätsentwicklungen auf einem individuell geformten, kulturell-persönlich-familiär geprägten Hintergrund statt. Es gilt daher in allen pädagogischen und beraterischen Settings Pauschalisierungen zu vermeiden und die individuelle Ausformung des Zusammenspiels von Trauma und Männlichkeit anzuerkennen und sensibel zu bearbeiten. Hierfür braucht es stabile und berechenbare Hilfesysteme, Konzepte müssen traumareflektiert und geschlechtsspezifisch erweitert werden und die individuelle Arbeit mit den betroffenen Jungen muss personenzentriert sein und bleiben.

Pädagogische Fragestellungen

Flüchtende Menschen sind einer Abfolge von wiederkehrenden Gewalt- und Ohnmachtserfahrungen ausgesetzt. Diese können „sequentiellen Traumatisierungen“ und in Folge Verhaltensmuster zur Bewältigung dieser Erlebnisse mit sich bringen. Jene individuellen Strategien sind sinnvoll, meist lebensrettend, solange eine reale Bedrohung besteht. Im Zuge der Traumadynamik werden diese Verhaltensweisen jedoch beibehalten, sofern keine Verarbeitung möglich ist. In pädagogischen Settings wirken diese Handlungen für die Helfer*innen oftmals deplatziert. Die Jungen erscheinen wie im „falschen Film“.

Etwa zwei Drittel der in Deutschland ankommenden (unbegleiteten, minderjährigen) Flüchtenden sind männlichen Geschlechts. Die Fluchtgründe stehen oft in direktem Zusammenhang mit geschlechtlichen Zuschreibungen, die Erfahrungen die auf der Flucht gemacht werden sind spezifisch männliche und werden männlich erlebt. Individuelle Überlebensstrategien, Bewältigungsmuster und Resilienzen hängen mit geschlechtlichen Identitäten zusammen. Jungen haben spezifische Ressourcen, kommen mit bestimmten Aufträgen und Zielen und sind geleitet von männlich-inszenierten Fremd- und Selbsterwartungen. Sie gehen mit Verletzungen, mit Schwächen, Ängsten und Druck entsprechend ihrem (männlichen) Selbstbild um. Ein „Scheitern“ der Flucht oder der damit verbundenen Aufträge und Ziele erfährt eine Angebundenheit an eigene Männlichkeitskonzepte. Insofern ist es möglich, dass die geflüchteten Jungen in ihrer Selbstbetrachtung als Mann versagen.

Problemlagen von traumatisierten Jungen

Aus den Diskussionen um Jungenarbeit ist bekannt, dass Jungen gerade in kritischen Lebenslagen dazu neigen auf klassisch männliche Bewältigungsmuster zurückzugreifen und so beispielsweise ihre Verletzungen und Verletzungsoffenheit externalisieren. Auch und gerade im Kontext Flucht nehmen wir dieses vielfach im öffentlichen Raum wahr. Hier besteht ein Zusammenhang zwischen nicht bearbeiteten traumatischen Erlebnissen und Formen männlicher Inszenierung. Besonders bei geflüchteten Männern werden diese, durch Verletzungen verursachte, Auffälligkeiten in Medien und Gesellschaft rassistisch markiert und mit abwertenden Kulturzuschreibungen belegt.

Auch internalisierte Symptome, wie Depression und Suizidalität, gehören zu den Kompensationsformen von trauernden und verletzten Jungen. Diese werden von den handelnden Pädagog*innen jedoch oft übersehen, da diese Art von Schwäche nicht mit Männlichkeit in Verbindung gebracht wird. Auch diese geflüchteten Jungen gilt es im Blick zu behalten und ihre Not nicht durch andere, besonders auffällige Jungen, zu überdecken.

Geflüchtete Jungen haben gute Gründe ihre traumatischen Erfahrungen verbergen zu wollen. Gesellschaftlich ist Männern der Opferstatus meist verwehrt. Ein traditionelles Männerbild beinhaltet Stärke und Selbstschutz, Angstlosigkeit und Kontrolle über Emotionen. Für Männer ist es daher vielfach schwierig Verletzungen offen zu legen, darüber zu sprechen oder sich Hilfe zu suchen. Ängste vor homosexueller oder unmännlicher Konnotation führen zudem zum Leugnen von (sexuellen) Gewalterfahrungen. Das Verharren in diesen stereotypen Geschlechterrollen behindert den Bewältigungsprozess des Traumas. Diese Problematik findet sich in den Hilfesystemen gleichermaßen wieder und blockiert eine Anerkennung der Verletzungsoffenheit (auch) von geflüchteten Jungen.

Welche Bedarfe haben die Jungen?

Die Bearbeitung ihrer Traumata hängt damit zusammen, ob Jungen und junge Männer gelernt haben sich mit den gemachten Erfahrungen auseinanderzusetzen: Kommen sie aus einer Tradition wo Schwäche und Verletzung besprechbar sind? Kennen sie das Prinzip von Hilfesystemen, welche sie ohne Wertungslogik unterstützen? Haben sie gelernt selbstachtsam und selbstregulativ mit ihrem Körper und Geist umzugehen? Sind sie in der Lage ohne Rückgriff auf das bisherige Familiensystem selbstverantwortlich und im Dialog mit anderen in ihren neuen Lebensräumen zu agieren?

Ein wichtiger Schritt zur Selbstwahrnehmung und dafür sich selbst zu verstehen ist „Psychoedukation“. Menschen, die Verletzungen des Selbst erlebt haben, verstehen ihre eigenen Reaktionen in bestimmten Situationen oftmals nicht. Erklärungen und Wissen diesbezüglich unterstützen Jungen und junge Männer, sich selbst und die eigenen Körpersignale (wieder) verstehen und anerkennen zu können. Besonders über Sprachbarrieren hinaus ist Psychoedukation eine pädagogische Herausforderung.

Nach Lutz Besser gelten folgende Schritte als Grundlage für traumasensible Beziehungsarbeit:

Beziehungsaufbau, Stabilisierung, Bearbeitung, Neuorientierung

Für diesen Prozess der Gesundheitsentstehung (Salutogenese) sind die folgenden Faktoren relevant:

- » abgesicherte Grundbedürfnisse, eine rechtssichere Perspektive
- » positive Bindungen an ein starkes familiäres und soziales Umfeld/Unterstützungssystem
- » Selbstverstehen der Körper- und Sinneswahrnehmungen
- » Emotions- und Impulsregulation
- » eine religiöse Grundstruktur, der Glauben an etwas
- » regelmäßige Tagesabläufe und Zeitstrukturen
- » gute Berufstätigkeit, Perspektiven und Selbstwirksamkeit
- » Exploration im neuen Lebensumfeld und Partizipation
- » soziale und gesellschaftliche Anerkennung

Auch die Stärkung der Artikulationsfähigkeit und die Befähigung Gefühle und Gedanken zum Ausdruck zu bringen, ist zentral für eine gelingende Traumapädagogik. Über das Verstehen der eigenen Körperreaktionen, die positive Identifizierung mit Geschlechtlichkeit und dem Finden von individuellen Perspektiven entstehen Stabilität und Sicherheit. Ebenso wichtig ist es positive Selbstwirksamkeitserfahrungen im Alltag anzubieten. Eine Fortführung von alltäglichen und andauernden Ohnmachtserfahrungen ohne Perspektive führt zu Depression und kann retraumatisierend wirken. Hierzu gehören auch Faktoren wie eine ungesicherte Bleibeperspektive, fehlende Anerkennung und (rassistische, sexistische, ...) Ausgrenzungserfahrungen.

Traumasensible Pädagogik impliziert folglich immer einen doppelten Auftrag: Auf der Ebene der pädagogischen Beziehung das Empowerment, also die Unterstützung von subjektbezogenen Ermächtigungsprozessen und die Stärkung der Persönlichkeit und gleichermaßen auf Ebene der Strukturen von Politik und Administration die Lobbyarbeit.

Verbündete und Unterstützer*innen sind unabdingbare Resilienzfaktoren in einer Lebenswelt, die von Verlust und Einsamkeit geprägt ist.

Was brauchen Fachkräfte? Welche Strukturen sind notwendig?

In der Traumarbeit gilt der Satz: „Jedes Verhalten macht Sinn, denn es gibt einen guten Grund dafür“. Der geschlechtsspezifische Blick kann helfen diesen Grund zu identifizieren um wirkungsvoll und wertvoll zu reagieren. Fachkräfte und Träger müssen sich daher mit zentralen Fragestellungen auseinandersetzen und diese innerhalb der Institution klären:

- » Wird die Verletzungsoffenheit von Jungen in der Einrichtung vollumfänglich anerkannt?
- » Welche Stabilisierungs- und Schutzperspektiven und Selbstwirksamkeitserfahrungen bietet die Einrichtung den Jungen? Werden sie in der Selbststärkung ihrer Persönlichkeit unterstützt?
- » Sind die Jungen sprachfähig und werden sie gehört? Haben ihre formulierten Wünsche, Bedürfnisse und Nöte Einfluss auf Alltag und Struktur der Einrichtung?
- » Ist das Thema „Flucht-Trauma-Männlichkeiten“ als Querschnittsaufgabe in der Institution etabliert?
- » Gibt es traumaspezifische Fortbildungen, Supervision und Reflexion für die Fachkräfte?
- » Wird auf Grundlage von gesicherten Diagnosen gearbeitet?
- » Besteht Sicherheit im Umgang mit herausfordernden Fragestellungen? Wie gehen die Mitarbeitenden mit belastenden Arbeitssituationen und der Konfrontation mit traumatischen Erzählungen um?
- » Sind Kooperationen und Vernetzungen mit wichtigen Akteur*innen im Sozialraum realisiert?
- » Sind die Fachkräfte darin geschult den Rahmen ihrer Verantwortlichkeit wahrzunehmen und anzuerkennen?
- » Wie ist das Thema Selbstsorge, auch mit Blick auf das Team zur Vorbeugung von sekundären Traumata, verankert?
- » Sind die Pädagog*innen sich ihrer eigenen geschlechtlichen Rolle bewusst? Bieten die Fachkräfte den Jungen reflektierte Modelle für die Entwicklung einer positiven, stabilen Geschlechtlichkeit an?
- » Wie ist die Haltung der Einrichtung hinsichtlich eigener Grenzen? Wo hört die traumapädagogische Arbeit auf und wann gilt es auf traumatherapeutische Angebote zurückzugreifen?

Eine migrationsgesellschaftliche Perspektive kann nur gelingen, wenn die verantwortlich handelnden Personen, die pädagogischen Fachkräfte vor Ort und die Akteure in Verwaltung und Politik, die Dynamik der hier angekommenen männlichen Jugendlichen verstehen können und diese ernst nehmen. Aus der derzeit praktizierten Krisenbewältigung heraus muss ein tragbares, evaluierbares Konzept entstehen. Hierfür ist es notwendig, dass sowohl Strukturgeber, als auch Fachkräfte umfangreiches Traumawissen im Kontext von Flucht und Männlichkeiten erwerben. Dieses Wissen steigert die jeweilige Handlungskompetenz.

Wir fordern eine flächendeckende strukturelle Sicherung der Unterbringungen von Geflüchteten. Diese Orte müssen schützende und unterstützende Räume sein um sichere Traumabearbeitung zu ermöglichen und Retraumatisierungen vorzubeugen. Es braucht geschlechterbezogene (Weiter-)entwicklung und Qualifizierung von Schutzkonzepten für die stationäre Unterbringung. Es braucht nachhaltige Installation und Qualifizierung von Beratungsangeboten für junge männliche Geflüchtete, welche die Behandlung von posttraumatischen, depressiven und Anpassungs-Störungen einleiten können. Es braucht die Installation von unentgeltlichen Therapieangeboten, inklusive strukturell und nachhaltig geklärt Übernahm der Sprachmittlerkosten. Es braucht den Ausbau und die Etablierung von Empowermentansätzen zur subjekt- und ressourcenorientierten Begleitung und Förderung von geflüchteten Jungen. DER zentrale Faktor eines gesunden Heilungsprozesses und DIE Bedingung für stabile Lebensplanung ist eine langfristige Zukunftssicherheit. Ein unsicherer Rechtsstatus ohne Bleibeperspektive und die hierzulande praktizierte Abschiebepolitik macht die Genesung der Psyche eines Menschen unmöglich. Es gilt diesen Zusammenhang und die Anerkennung der Schutzbedürftigkeit von Geflüchteten auf allen Ebenen ernst zu nehmen.

Gefördert vom:

Ministerium für Kinder, Familie,
Flüchtlinge und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen

